

I have seen the  
future

... and it works

Die Frage, die mich bewegt, ist: Auf welchen unausgesprochenen Gesetzen gründen unsere Gesellschaft und unser Miteinander? Mich interessieren die unsichtbaren Strukturen unserer Realität. Ich durchkäme die Welt nach eben diesen verborgenen Konventionen und thematisiere, was uns als Selbstverständlichkeit begegnet: Eine Welt, die wir selten oder nie hinterfragen.

Eine dieser Selbstverständlichkeiten sind Bilder und ihre Wirkung. Denn so allgegenwärtig und global sie auch sein mögen, Bilder sind nicht nur Werkzeuge, um unsere Wirklichkeit abzubilden. Sie sind auch alles andere als Belege der Selbstevidenz, wie uns das die heutige Kultur des Selfies vorgaukelt. Vielmehr konstituieren sie Herrschaftsverhältnisse und sind maßgeblich Instrument der Machtausübung. Ja, sie werden selbst zu eigenständigen Akteuren und prägen unser Denken und Handeln. Und das gilt für alle Bilder, von Ikonen über Herrschaftsporträts zu den heutigen Selfies: Jedes Bild schließt einen eigenen Anspruch auf Macht ein und konstituiert einen Weltbezug, der wesentlich auf dem Erfassen des nicht-darstellbar Anderen und der Verhandlung des Bildlosen beruht.

Es ist daher stringent und doch ein Kuriosum, dass sich heute Widerstand gegen ›das Bild‹ formiert – und das nicht nur, weil wir in einem Zeitalter des Visuellen leben. Wir können heute einen Streit zwischen verschiedenen politischen Lagern und Ideologien miterleben, der den Status des Bildes betrifft und uns alle angeht, ob wir wollen oder nicht. Es geht um die Rolle des Bildes im Politischen. So gibt es eine Auseinandersetzung darüber, ob man Bilder im Bereich des Politischen überhaupt brauche und ob sie nicht nur Handlanger eines Machtapparates seien; also Werkzeuge eines falschen Scheins, die uns entmündigen. Denken Sie nur an das Märchen über des Kaisers neue Kleider!

Gefordert wird buchstäblich die Abschaffung des Bildes selbst, so weltverschwörerisch und weltfremd sich das anhört, denn Bilder, so das Urteil ihrer modernen Gegner, seien per se Hilfsmittel der Entfremdung. Paranoide wird mit ›dem Bild‹ und jedem ästhetischen Programm die Unterwerfung unter eine konkrete hegemoniale Herrschaftsordnung verbunden, der es zu entkommen gelte.

Dementsprechend gibt es verstärkt Rufe, die mit dem Bild, der Repräsentation und der Fiktion des Politischen brechen wollen. Schließlich gelte es, so das Argument der gegenwärtigen Bilderstürmer, nach einer neuen Art des Miteinanders zu trachten, die sich über das Problem der Vermittlung erhebt; erträumt wird ein Miteinander der Präsenz und Unmittelbarkeit, aber auch der Reinheit, der Echtheit, der Transparenz, der Wahrheit und des authentischen Selbstseins.

Dieser Utopie der Unmittelbarkeit steht das menschliche Bedürfnis nach Bildern entgegen. Damit ist nicht nur gemeint, dass wir ohne Bilder gar nicht denken oder sprechen könnten. Vielmehr brauchen wir ein Bild von uns selbst und einen politischen Körper, um politisch agieren zu können.

Wie der Philosoph und Anthropologe Helmuth Plessner schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts sagte, ist der Mensch nicht ohne Repräsentation, sondern gerade auf Grund des Prinzips der Repräsentation Mensch. Er wird sich erst in der »vermittelten Unmittelbarkeit« der Repräsentation gegenwärtig. Das ist die »Bildbedingtheit menschlichen Daseins«, die sowohl das Ich wie das Wir konstituiert.

Genau diese Abhängigkeit des Menschen vom Bild gilt es in ihrer politischen Natur heute neu zu erfassen und in ihrer ethischen und ästhetischen Tragweite zu begreifen. Wir müssen fragen: In welchem Verhältnis steht ›das Bild‹ zur Politik? Und: Wie lässt sich das Bild kritisch in den Verhandlungsprozess einer Demokratie und einer kommenden Gemeinschaft integrieren – trotz aber auch gerade wegen seines scheinbar totalisierenden und totalitären Charakters. Denn zur Macht des Bildes gehört paradoxerweise eben auch: Wir benötigen es, um Freiheit zu realisieren. Ohne Bild gibt es keine Freiheit.

Das bedeutet nicht, dass wir uns den Bildern und den mit ihnen ins Werk gesetzten Ordnungen blind ergeben müssten. Ja, ich stimme den heutigen Bilderfeinden in einem Punkt zu: Wir müssen Bilder als Instrumente der Macht und der Hierarchiebildung kritisieren. Die Frage ist nur: Wie? Durch Totalverbote oder durch einen spezifischen Umgang mit Bildern und dem Anderen?

Ein Ansatz, um sich der Lösung dieses Problems zu nähern, ist eine Spekulation von Ernst Bloch. Er stellt in den Raum, dass die Bergpredigt als radikaler Entwurf (einer Gemeinschaft des Nichtmüssens Müssens) eine Gesellschaft ohne ästhetisches Programm ersinnt. In seinem Buch über den »Atheismus im Christentum« behauptet er indirekt, dass das Urchristentum und die Bergpredigt in letzter Konsequenz eine Gesellschaft verwirklichen, die ohne Ästhetik oder ohne ein ästhetisches Modell auskommt.

Was meint er damit? Die Behauptung ist doch ziemlich zwiespältig. Bloch lässt offen, ob damit alle Bilder abgeschafft werden sollen, wie es die heutigen Bilderstürmer fordern. Oder ob man in einer Gesellschaft, die auf Kooperation und Gleichheit fußt, das Bild als eine Inkorporation des nicht-sagbar Anderen begreifen muss. Etwa im Sinne von Jean-Luc Nancy, der das »Bild des Bildlosen« bewusst an den Anfang einer Neubegründung der Kooperation setzt. Er will die Vermittlung des nicht-darstellbar Anderen neu für den politischen Prozess erschließen und geht so weit, das »Bild des Bildlosen« zum Inbegriff politischer Repräsentation zu erheben.

Und es ist eben die Bergpredigt oder genauer die spezifisch ethische Natur Christi, die uns einen Weg zu dieser Dialektik der Bildwerdung im Angesicht des Bildlosen eröffnen kann. Heißt es an einer Stelle im Brief an die Kolosser: »Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene vor aller Schöpfung«, lässt sich fragen, wie diese Aufforderung zu verstehen ist, zum Ebenbild des nicht-darstellbar Anderen zu werden; wie aus ihr eine Ethik der Gleichheit und Freiheit wird; und wie sie zum Modell einer Ästhetik des Miteinanders werden kann.

Wir können die Bergpredigt als Legende einer Religionsgemeinschaft lesen, die im Christentum zu einem heilsgeschichtlichen Ereignis wird. Jenseits des christlichen Kanons greift sie aber gerade eine allgemeine und menschliche Bedingung auf: Nämlich dass niemand ohne den anderen auskommt. Sie ist Kunde davon, dass wir uns nicht der Möglichkeit berauben dürfen, uns selbst im Anderen präsent zu werden. Denken Sie nur an das Gebot, nicht zu töten und den Feind zu lieben! Die Bergpredigt beschreibt genau jene Bewegung zwischen Anikonismus, also der notwendigen Vergegenständlichung des Undarstellbaren, und seiner Selbstnegation, auf der nicht nur das christliche Gottesbild beruht. Vielmehr zeigt sie damit die Dialektik auf, die zwischen passivem Beschenktwerden und aktivem Handelnkönnen besteht; eine Dialektik, die uns auch stetig zwingt, uns zwischen den Polen der notwendigen Bildwerdung des Anderen in einer historischen konkreten Repräsentation und seiner Negation zu bewegen.

Damit eröffnet sich auch der Horizont auf die Fragen: Brauchen egalitäre Gemeinschaften Bilder? Ersinnt die Bergpredigt – als Vision einer dieser Gemeinschaften radikaler Gleichheit und Freiheit – ein ›Inkarnat‹ und ›Kleid‹ des politischen Körpers? Wie lässt sich eine Ästhetik des Miteinanders denken?

Jens Kabisch

## Ausstellung

12. Mai bis 19. Juni 2016  
Mittwoch bis Sonntag, 14 bis 19 Uhr  
Eröffnung: 11. Mai, 19 Uhr

## Vorträge

30. Mai 20 Uhr Favorit Bar, Damenstiftstraße 12  
Jens Kabisch  
Wider die Transparenz  
Tiqqun und die Politik der Unsichtbarkeit

3. Juni 19 Uhr Kunstraum, Holzstraße 10  
Philipp Stoellger  
Unmögliche Bilder

10. Juni 19 Uhr Kunstraum, Holzstraße 10  
Anton Schütz  
Das Ja und das Nein des Bildes

## Kunstraum

Verein für aktuelle Kunst und Kritik  
Holzstraße 10, Rgb., 80469 München  
www.kunstraum-muenchen.de  
+49(0)89 54379900

Jens Kabisch  
I have seen the future

Kr.